

Bücher

Kleine Litanei zu einer großen Erzählung

Michael Kohlhaas wird klüger, Don Quixote erlingt Teilsiege: Matthias Manders neuer Roman.

VON GÜNTER EICHBERGER

Wahrscheinlich wird es man-
che überraschen, dass gerade
ich diese Anmerkungen zu
Matthias Manders neuem Buch ma-
che. Bin ich doch ein ganz anders ge-
arteter Autor. Während Mander seit
seinem vielbeachteten „Kasuar“ sei-
nen Weltentwurf in die Form einer
„großen Erzählung“ greift, arbeite ich
an der Zerstückelung der Wirklich-
keitskonstruktion in ihre Mikroparti-
kel. Aber vielleicht verhält es sich
auch anders. Wenn ich mich recht er-
innere, hat Friedrich Schlegel einmal
die Literatur als langes Gedicht, an
dem jeder Dichter mitschreibe, be-
zeichnet. So gesehen schreiben wir
unbewusst am gleichen Text.

Mir liegen Briefe und Zeitungsbe-
richte vor, aus denen zweifelsfrei her-
vorgeht, dass ich Matthias Mander
vor fünf Jahren in Saarbrücken ken-
nengelernt habe. Mander gilt als
werkonservativer Sinnsucher, per-
sönlich überaus korrekt und dadurch
schwierig im Umgang. Das kann man
von mir nicht behaupten. Aber da ich
mir mit sogenannten schwierigen Men-
schen immer leicht getan habe, kam
es zu keinerlei unheilsamen Zwi-
schenfällen. Ganz im Gegenteil. Die
gemeinsamen Auftritte in Saar-
brücken, Marburg und Graz sind mir
überraschend angenehm in Erinne-
rung geblieben. Vor allem ein län-
geres Gespräch über sein damaliges
Projekt und heute vorzustellendes
Buch „Garanas oder Die Litanei“.

Die formalen Lösungsvorschläge,
die ich ihm auf seinen Wunsch hin
machte, hat er zum Glück nicht auf-
gegriffen. Es wäre ein ganz anderes
Buch geworden, nämlich eines von
mir. Meine Erfahrungen mit der
Arbeitswelt beschränken sich im We-
sentlichen auf den Kulturbetrieb, er
hingegen hat jahrzehntelang als
Industriebetriebswirt gearbeitet. Da-
mit sind wir schon mitten in der Welt
seines Romans.

Der Rechnungswesenleiter Zisser
wird wegen seiner Weigerung, die
Bilanz des Betriebes zu fälschen, von
den neuen Eigentümern gekündigt.

Zeitgleich verliert er durch die be-
trügerischen Machenschaften eines
Rechtsanwalts seine Eigentumswoh-
nung. Später erfährt Zisser, dass seine
Ersparnisse veruntreut wurden. Das
klingt, könnte man einwenden, ein
wenig konstruiert, ganz nach einem
Roman. Und beruht doch auf wahren
Erlebnissen. Wobei ich den letzten
Satz sofort zurücknehme, indem ich
aus der Vorbemerkung zum Buch
zitiere: „Nicht Wirklichkeit ist ge-
schildert, schon gar nicht die ganze,
sondern eine der vielen ihr unterleg-
ten Erfahrungs- und Bewusstseins-
schichten. ... Der Roman ist real, der
Inhalt unreal.“

Zisser hat ein Alter Ego mit dem
bezeichnenden Namen Beneditkter.
Die Spaltung der Hauptfigur spiegelt
sich in der Struktur des Textes. Es gibt
erzählende und reflexive Passagen.
Fragen nach der Identität werden auf-
geworfen. Die Rollenspiele, zu denen
wir alle im sozialen Leben genötigt
sind, werden im Modell Zisser/Bene-
ditkter gewissermaßen fokussiert. Oh-
ne Beneditkter kann Zisser nicht Zis-
ser sein, wiewohl Zisser als (angebli-
cher) Fabrikant von Fiktionen letzt-
lich selbst Fiktion ist. Das wird man-
che wohl reflexartig an Max Frisch er-
innern. Mich erinnert es eher an den
Wechsel zwischen der Ich- und Er-
Perspektive in früheren Romanen
Manders. Ich ist ein anderer, hat ein-
mal ein anderer Dichter gesagt. Zis-
ser und Beneditkter werden nie wirk-
lich zueinander finden. Obwohl ge-
gen Ende des Romans Herr Zisser
seinen fiktiven Zwilling Beneditkter
besuchen kommt. „Da Beneditkter
nur der Held war, nicht der Autor,
hat er den Kampf seelisch unbeschä-
digt überstanden.“

Hier klingt an, was den tragischen
Hintergrund jeder künstlerischen
Tätigkeit ausmacht. Aus Schmerzen
werden schöne Werke. Was für das
Leben des Autors ein dreifacher
Schlag war, wird für seine Literatur
zum Glücksfall. Was für eine Fülle
von Leben! Ungewohnte Einblicke
in das fremde, seltsame Wirtschafts-
treiben, ein Unsittenbild, bei dessen
Betrachtung einem angst und bang

werden kann. Und man bekommt
mehr als eine Ahnung davon, was
Globalisierung für den wissenden,
aber machtlosen Einzelnen in der
ohnmächtigen Masse der Leidtragen-
den einer Firmenfusion konkret be-
deutet. Trotz offenkundiger Aus-
sichtslosigkeit entschließt sich Bene-
ditkter, um sein Recht zu kämpfen.
Ohne in Selbstgerechtigkeit zu ver-
fallen, betreibt Zisser bohrende
Selbstbefragung. Sind seine Motive
wirklich so edel, wie er annimmt?
Literatur als „grammatikimmanen-
ter innerer Zwangsdialog“, der Zis-
ser/Benediktter Aufschlüsse über die
eigene Psychopathologie gibt.
(Früher hätte man von Selbster-
kenntnis gesprochen.)

Im Roman erringt die Hauptfigur
zu guter Letzt Teilsiege. Ein Don
Quixote der Betriebswirtschaft, der
ein, zwei Flügel seines Windmühlen-
gegners beschädigen kann. Oder – so
absurd die Vorstellung sein mag – ein
altersmilder Michael Kohlhaas, der
sich statt eines Verzweiflungsakts auf
seine Verstandeskraft besinnt. Von
der traurigen Wirklichkeit wollen
wir schweigen.

Ich habe eingangs auf die Unter-
schiede zwischen Matthias Mander
und mir hingewiesen. Ich möchte nun
eine Stelle aus seinem poetologischen
„Credo“ zitieren, die ihrem Inhalt
nach durchaus von mir sein könnte:
„Weder empfinde ich selbst Macht-
gelüste, noch erweise ich Mächtigen
die konventionelle Verehrung. Das
bemerken diese sehr wohl. ... Diese
ganze mittlere, dümmliche, halb-
blinde, ichtsüchtige und streithafte
Kampfwelt kann einen innerlich über
diesen Dingen stehenden Mitstreiter
nicht brauchen.“

Und so ist es mir eine Freude, Mat-
thias Mander über die Welten hin-
weg, die uns scheinbar trennen, die
Hand zu reichen und ihm zu seinem
neuen Roman und zu seinem neuen
Verlag zu gratulieren.

GARANAS ODER DIE LITANEI

Roman von Matthias Mander
Czerwin Verlag, Wien 2001

312 Seiten, geb., € 33,00 / € 24,-



Semana Santa in Sevilla.

Zum anderen Propheten

Ein iranischer Fotograf auf der Suche nach dem Christentum.

Der Fotograf Abbas ist einer der
vielen Künstler und Intellektu-
ellen, die nach dem Sieg der
Ayatollahs im Iran nicht mehr leben
konnten und wollten. Er ging nach
Paris und wurde Mitglied der Agen-
tur Magnum. Er hatte gerade eine fo-
tografische Erkundung der Welt des
Islam und des religiösen Fanatismus
hinter sich gebracht, als er gefragt
wurde, ob es denn nicht an der Zeit
sei, den Propheten zu wechseln:
„Nachdem du nun den muslimischen
Extremismus abgeleuchtet hast, wäre
es unverzeihlich, nicht mit anderen
Religionen weiterzumachen.“ Die
lockere herausgeschobene Anregung
führte zu einer jahrelangen „fotografischen Reise in die Christenheit“
und zu einem neuen eindrucksvollen
Buch. Abbas sucht darin in der für
ihn typischen Weise das Wesentliche
hinter der äußeren Erscheinung zu
fassen, als Muslim dem Eimen der
anderen monotheistischen Religion
in der verwirrenden Vielfalt ihrer
Erscheinungsformen nachzugehen.

Er fotografierte koptische Mönche



ABBAS - GLEUBE - LIEBE - HOFFNUNG?
Eine fotografische Reise in die Chris-
tenheit. Übersetzung: Cornelia Sawran.
Kreesebeck Verlag, München 2000
328 Seiten, Ln., € 9,94, € 6,88

Litanei des Schmerzes

Die Slowenin Marusa Kreše gibt dem menschlichen Leid im Krieg sprachgewaltig Ausdruck.

VON SYLVIA M. PATSCH

Wie viele kriegerische Aus-
einsparungen hat es seit
dem Zerfall Jugoslawiens
gegeben? Im Kopf hat man die Bilder.
Zu viele vielleicht. Eine dreifache
Mutter, sprachmächtig, gibt dem
Eiend dieser Kriege Sprachgestalt.

Marusa Kreše, 1947 in Ljubljana
geboren, begann 1989 mit dem
Schreiben von Gedichten. Auf „Heu-
te“ folgte „Bahnhöfe“, worin sie
vom Fortgehen aus der geschundenen
Heimat sprach. Mit ihren Kindern
suchte sie Zuflucht in Deutschland,
London, San Francisco, sie reiste bis
Australien und China. Als Zuhause
blieb ihr nur die slowenische Mutter-
sprache. Treffend nannte sie ihren
dritten Lyrikband „Wort“.

Das jüngste Buch trägt den Titel
„Selbst das Testament ging verloren“:
54 Gedichte, zweisprachig gedruckt,
aus Deutsche übertragen von Klaus
Detlef Olof. Die Bilder des Krieges,

AUFGELESEN



Welches
Buch
fängt
so an?

Es war, das zeigte sich dem noch
nicht Achtzehnjährigen schon bald
nach den von mir jetzt mit dem Wil-
den zu Wahrheit und Klarheit zu no-
tierenden Ereignissen und Gescheh-
nissen nichts als nur folgerichtig,
dass ich selbst erkrankte, nachdem
mein Großvater plötzlich erkrankt
war und in das nur wenige hundert
Schritte von uns gelegene Kranken-
haus hatte gehen müssen, wie ich
mich erinnere und wie ich noch heu-
te genau vor mir sehe, in seinem
grauschwarzen Wintermantel, den
ihm ein kanadischer Besatzungssoffi-
zier geschenkt hatte, so unterneh-
mend ausschreitend und seine Kör-
perbewegung mit einem Stock tak-
tierend, als wollte er einen Spazier-
gang machen wie gewohnt, an sei-

terverfassung, nachdem ich mich
von ihm verabschiedet hatte.

Nein, die folgenden Sätze sind nicht
so lang und geschraubt, selbst das
ganze Buch ist kurz und zusammen
mit den anderen desselben Autors,
mit denen zusammen es eine Grup-
pe bildet, bequem an einem Wo-
chenende zu lesen. Die Hauptfigur
wird also von einer heimtückischen
Krankheit befallen und erlebt dar-
aufhin äußerste Niedergeschlagen-
heit und Angst.

Auflösung Furche 25/01

Das Buch von Marlen Haushofer
(1920-1970) ist 1969 erschienen. In die
Schilderung des Alltags einer Hausfrau
flücht die Autorin immer wieder über-
aus kluge und faszinierende Betrach-
tungen über alles Mögliche ein ohne
jemals den Faden zu verlieren und
auch – das sei positiv vermerkt – ohne
jemals zu polemisieren oder zu lamen-
tieren. Die wenigen Charaktere wer-
den brillant geschildert, allen voran der
Jäger und Herr X und natürlich die
Icherzählerin, eider ist die Autorin

Baustellen und Lichtausfall, Speisewagen- und Raststätten-Momente, Fahrtwind und Blitzstart dienen als Symbole für Spannungen, Irritationen und Pausengefühle innerhalb einer unbestimmten, zwischen Vertrautheit und Ratlosigkeit schwankenden Mobilität.

Das Buch in seiner ganzen Fülle hat der Autor übrigens seiner Frau gewidmet.

Drei Textbeispiele mögen Tonlage und Stilistik als Versuch eines pars pro toto anklingen lassen:

Das Titelgedicht ist einem Buchkritiker zugeordnet: „Eine Schneeflocke/fängst du am offenen Fenster/legst sie drinnen/auf eine Unterlage//betrachtest sie/lange/und ausdauernd/mit deinem Mikroskop//Nur Wasser!/befindest du enttäuscht/und wendest dich ab/von neuem das Fenster//zu öffnen“

Dem steht die naive Erlebnisfähigkeit eines Kindes gegenüber:

„Als mein kleiner Sohn/die ersten Flocken/dieses Winters sieht/wie sie langsam/zu Boden schweben//bleibt er stehn/mitten im Schritt/ fragend/verblüfft//aufmerksam/wie eine Hauskatze/die vom Fenster aus/einen Vogel beobachtet“.

Als Abschluss noch ein Teilsatz aus dem Poem „Richtungen“

„Ein indianischer Freund/schrieb mir nach der Geburt/unseres vierten Sohnes://Jetzt habt ihr für jede/Himmelsrichtung/ein Kind ...“.

Alfred Warnes

Matthias Mander
GARANAS ODER DIE LITANEL.
Roman. Czernin Verlag, Wien 2001.
ISBN 3-70760161

Matthias Mander bietet am Anfang dieses außergewöhnlichen und souverän gestalteten Romans selbst die bestmögliche Charakteristik dieses Werkes und damit einen Schlüssel zu dessen Verständnis an: „er ist real, der Inhalt unreal, und schließliche Teilsiege gibt es nicht.“ Die Grundfabel: der Erzähler sucht, um sich zu finden, nachdem er durch betrügerische Machenschaften von Maklern und einem Anwalt in eine aussichtslose extreme soziale Notlage geschlittert ist und seine Wohnung verloren hat, Zuflucht in dem Schwanberger Ortsteil Garanas, aus dem er gebürtig ist. Der uralte Ortsname Garanas bedeutet Dornbusch, Dornenhecke, Dornbuschung, Umwährung, Dornenumfriedung, umhegte Lichtung, heiliger, geschützter Ort. In Garanas hat der Erzähler einen Vetter, der ihm aber fremd geworden ist, „innerlich weltweit entfernt“. Mit strenger Akribie werden der Rückblick auf den Fluß eines arbeitsreichen Lebens, das von einer bis zur Versteinerung führenden Beharrlichkeit geprägt worden ist, die entscheidenden Phasen, die zur absoluten Desillusion führen, mit den aktuellen Erfahrungen des Augenblicks verzahnt.

Mander geht nicht chronologisch vor, erzählt nicht linear, sondern breitet ein kunstvolles Geflecht aus, bietet ein Mosaik einer Symbiose von Fakten und Möglichkeiten. Behutsam vermeidet er es, den Stoff satirisch zu überhöhen. Der ist selber zur Satire geworden, so daß es genügt, auf weiten Strecken ihn mit exemplarischer Nüchternheit zu dokumentieren. Die eiskalt berechneten Praktiken einer gewissenlosen Schiebermafia, die bedenkenlos jeden opfert, der sich aus eingeborener Anständigkeit ihr widersetzt, werden mit grimmiger Schärfe aus der Sicht eines Insiders angeprangert. Gleichzeitig aber werden die „letzten Dinge“ mit einbezogen, die sich vor der „zerrissenen Seele“ eines im Doppelsinn des Wortes zutiefst Betroffenen auftun: „Die Narbe welcher Wunde ist die Schöpfung?“, fragt Mander. Und er deutet die Liebe „als Axt, die dem Nichts jene Wunde geschlagen hat, deren Narbe unser Weltstoff ist.“

„Dieser Roman ist nicht wirklich – er ist wahr“, heißt es einmal gegen den Schluß hin.

Alles in allem: es ist eine gewaltige Tastatur, die Mander souverän bespielt und tatsächlich: die rigorose kompromißlose Kritik an der Wirtschaftskriminalität wird zu einer Parabel, die von dem Abgründigen eines dämonischen Interessentums und der Realität zu den Gründen der metaphysischen Einung reicht, obwohl, oder gerade weil auch tradierte Heiligtümer als Kulissen erkannt werden.

Paul Wimmer

Florica Madritsch Marin

FARBE DES MOHNS

Gedichte. Edition Doppelpunkt, 2000 Wien. 74 Seiten

ISBN 3-85273-076-7

Wenn man diese Gedichte liest, wird man sich wieder einmal aufs Neue seiner Liebe zur Sprache, zur Muttersprache bewußt, diesem unauslotbaren Reichtum. Florica Madritsch Marin greift mit beiden Händen in die Fülle der Möglichkeiten, der Bilder, Mythen und Geschichten, in all das, was das innere und äußere Leben der Sprache ausmacht, um ihren leidenschaftlichen Anliegen Gestalt zu geben. Jedes Gedicht ist ein Drama, jede Zeile des Gedichts enthält ein dramatisches Geschehen oder läßt es zumindest ahnen, so daß dem sich öffnenden Leser das Herz bald heftiger zu schlagen beginnt. Intensität ist ein grundlegender Wesenszug der Lyrik. Im Fall der Madritsch Marin kommt noch eine Intensität der Bewegung und der Farben hinzu.

Zwischen der Autorin, dem Inhalt des Gedichts und seiner sprachlichen Form sind keine Zwischenräume: „Ich bin nur ein Lied“, sagt die lichtsüchtige ikareische Dichterin mit den „singenden Flügeln“. Und diese gefährdeten und gefährlichen Flügel braucht sie auch, um die Räume ihrer assoziativen

Alles spräche dafür, sich dem stummen Chor der Modernisierungsverlierer anzuschließen und in Apathie zu verfallen. Aber Hans Benedikt, Held von Matthias Manders Roman „Garanas oder Die Litanei“, nimmt den Kampf auf gegen die „Raubmechanik“ betrügerischer Manager und ihrer Hintermänner.

„Dann drehe ich euch zu!“

Von Johann Holzner

des Mal aus der Großstadt hinaus, nur wegs es scheint, als könnte er, darin ein Enkel Franz Kafkas, nicht genug allein. Sobald er nachdenkt und schreibt. Sinnem, kann er gar nicht genug allein sein. Die verlassene Kapuzinerkirche von Schwaberg ist dann so ein Ort, an dem er Ruhe, zu sich findet. Oder, immer wieder, eben Garanas, eine Metapher für den irdischen Frieden.

Benedikt ist, das versteht sich, der Homunkulus par excellence. Ein Geschöpf des Erzählers Zisser, der Benedikt erfindet, um auf Distanz zu schieben, was anders ihn überwältigen

ung macht vor der Seitenblende demonstrierend entzweit, nie eine Missekroman ist, nicht mehr und weniger, ein Schlüsselroman, deren Intention es sein dürfte, die gem im Dunkeln bleiben, zu rücken, durchschaubar zu werden in Österreich.

Ein Schlüsselroman der Jahre 1970 bis 1980, das auf einen Namen: Benedikt. Hans Manders Roman „Garanas oder Die Litanei“, nimmt den Kampf auf gegen die „Raubmechanik“ betrügerischer Manager und ihrer Hintermänner.

präche dafür aufzugeben, sich dem stummen Chor der Modernisierungsverlierer anzuschließen, sich in die Falle zu lassen, die das affiliche Leben schon an etlichen Enden lähmt. Aber er ist nicht der Mann, der ausweicht, wo immer gegen die verlorene Macht Widerstand leisten wäre. Er zieht sich leise zurück, aus Wien nach Garanas, um sich neu zu rüsten und ein für allemal die verlorenen Kampf aufzunehmen.

Benedikt kämpft, indem er „der fleißige Schriftsteller“, einmal mit leicht ironischem Unterton philosophiert wird, schreibt an den, an alle Behörden, die ihn in Herrnen unterstützen können, eigentlich unterstützen muß, schreibt und handelt in eigener Hand im Interesse vieler, die mit dem manchmal noch schlimmer als den „Monsterbetrügeren“ sind und er weist auf, was sich hinter dem Begriffen wie „Anpassung“, gewöhnlich vermehrt die Weigerung, klar zu sein, auf Verantwortungsbewußt zu den, entsprechend, mit Blick auf offen, zu agieren.

11 Dutzende, es sind Hunderte Tragödien, die Benedikt in schillerndem Haß schüren und in Bittesänge der katholischen Kirche auf die sie anspielen, in den stellen, Namen über Namen rungen zu rufen und somit ein wenig gewichtiges Unglück, in ein einziger Mantel des uns liegt, als solches, als Uncharakteristischer. Die Handlung zwar rasch nacherzählt. Aber erzählung verbietet sich, weil an nicht zuletzt auch mit elementen eines Kriminalromans. Statt dessen bietet es dargelegte Zeit und zu dem dieses Romans einige Anzeichen hinzuzufügen, weiters zu zählstrategien und schließlich Sprache.

Der Roman ist, wie er Zeitroman, also in den letzten Jahren des eben vergangenen Jahres angedeutet. In der mentalen Hauptfigur ist aber eine längere Zeitspanne präsent, was dem halbes Jahrhundert, was dem und wieder die Möglichkeit, durch Rückblenden auf die Phasen alte Träume von der Welt herauszubeschwören, in diesen Träumen die neuen zu messen. Mit dem alten Verfahren, durch Kontext des Überholten und des Erregten Blick zu schärfen auf das Schlechte des Gegenüber gibt sich der Erzähler indes lange zufteden. Am Ende mehr ihn aufhalten, auch eine Vision von seinem Folger der Roman doch tatsächlich eines Sieben-Punkte-Karriere Handlungsanleitung für die Kräfte des Wirtschaftslebens maliges Phänomen in der literarischen Literatur.

Hauptchauplatz des Scheiterns ist Wien. Der Biograf Benedikt ist hier zu höchster Bedrängnis, auf dem Spiel steht, muß er je-

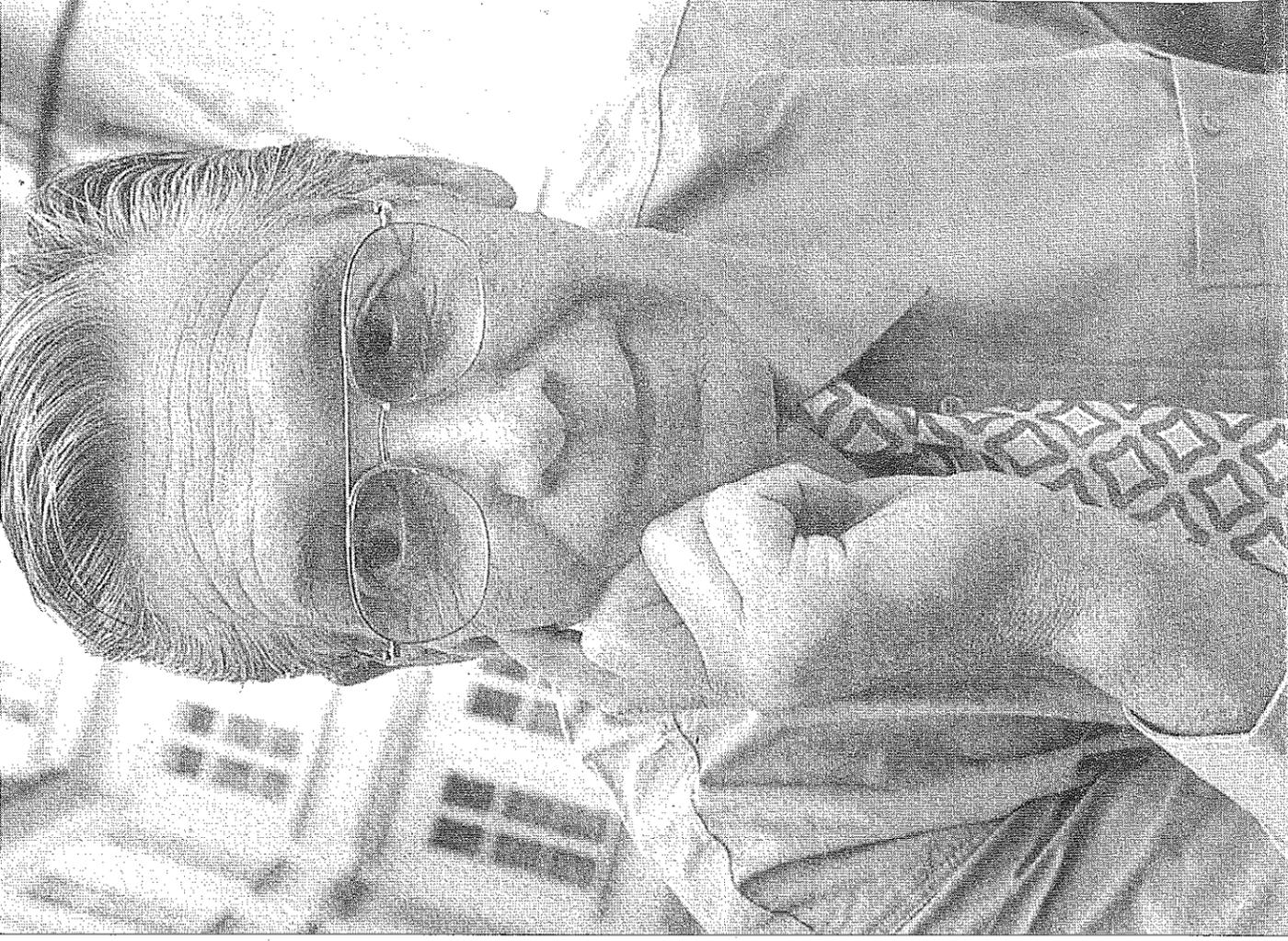


Photo: Heidi Heide

„Die Regeln der Gewinnermittlung bestimmen ich, eh klar, Einzelschicksale interessieren nicht, eh klar; wer einen Verlust baut, kommt auf die Parkbank, eh klar; ich bin nicht die Caritas, eh klar.“ Matthias Mander.

mit im Spiel ist, mitten im Spiel steht, immer am Ball, alle drei Figuren sind unüberschaubar miteinander verwandt. Sie kennen die Bibel, sie folgen den Denkschnitten, die sie dort vorgefunden haben. Alles Unverbindliche ist ihnen ein Greuel. Kein Wunder, daß sie dem neuen Bildungsjargon der Kleinbürger, die jetzt als Großaktionäre in Erscheinung treten, eine radikal andere Sprache entgegensetzen.

Es ist keine künstlich hochstilisierte, eher eine betont einfache Sprache, die diesen Roman prägt. Jedes Wort, das nur Dekor wäre, ist offensichtlich gestrichen. Wo verblose Sätze genügen,

sogar unter Umständen mehr zu sagen vermögen als vollständige Satzkonstruktionen, dort fällt auch das Verb, das Wort schlechthin, dem Sparsstift zum Opfer. Aber wo immer es darauf ankommt, genau zu beschreiben, ein Naturereignis, eine Fabriklandschaft, ein Kunstwerk, genau zu beschreiben, zu sehen, zu hören, zu schmecken, zu riechen ist, namentlich, wo schon alles zum Himmel stinkt, dort wird deutsch geredet, wie Luther geredet hat, in seinem berühmten, aus guten Gründen so aggressiven „Sendbrief“.

Da ist Benedikt, da ist Zisser, da ist der Erzähler, da ist der Romancier Matthias Mander („Der Kasuar“, 1979; „Wüstungen“, 1985; „Der Sog“, 1989) in seinem Element. Da holt er weit aus. Holt unermüdlich „Inskriften, Kerben, Ritzungen, Narben“ zurück in sein Gedächtnis, ins öffentliche Gedächtnis. Reiht unermüdlich ein Porträt an das andere, fügt diese Porträts zusammen in ein einziges Bild, als hätte er das Allerheiligenbild der Schwabberger Kapuzinerkirche ständig vor Augen; er hat es vor Augen.

Und er verliert es nie aus den Augen, niemals, auch dann nicht, wenn ein feiner Unternehmer wie Doktor Icht sich vor das Bild stellt, zwischen das Bild und den Betrachter drängt und so predigt: „Euch wird es nur geben, wenn ihr Gewinn macht. Wenn nicht, dreht euch zu!“ – Die Regeln der Gewinnermittlung ermittele ich, eh klar; die Allokation der Ressourcen, eh klar; internationale Renditen, eh klar; Aufrechen alter Strukturen, eh klar; Einzelschicksale interessieren nicht, eh klar; wer einen Verlust baut, kommt auf die Parkbank, wo er nachdenken kann, was er falsch gemacht hat, eh klar; ich bin nicht die Caritas, eh klar.

Derartige Gerede hält Mander nicht länger aus, es fordert seine Gegenüberstellung heraus. Da also holt er aus. Da entzündet der Roman ein Feuerwerk, um zu erhellen, was im Prozeß der Modernisierung und Boulevardisierung unserer Welt oft genug vor unseren Augen gänzlich verschwimmt: was ist, was nicht sein dürfte und was demgegenüber ganz anders sein könnte. □

Matthias Mander
Garanas oder Die Litanei
Roman, 352 S., geb., S 330, € 24 (Czer-
nin Verlag, Wien)

„Xtiant, Frau Baronin“

ANDREAS MUNNINGER ÜBER GREGOR VON REZZORI „LETZTES MANUSKRIFT“

Gregor von Rezzori, lange als Bonvivant und maghrebinischer Geschichtenerzähler ab-

getan, der stets „auf der Grenze zwischen Unbekümmertheit und Unverfrorenheit“ tanze („FAZ“), hat erst ein Jahr nach seinem Tod durch einen Sammelband des Germanisten und Autors Gerhild Kopf seine literaturwissenschaftliche Ehrenrettung erfahren. Während Rezzori in Italien seit der Übersetzung von „Ein Hermin in Tschernopol“ und in den USA seit der Übersetzung der „Memoiren eines Antisemiten“ als ernstzunehmender Autor gilt, sah man hierzulande in ihm eine talmithafte „Mischung von Hocharistokrat und Spielcasino-Croupier“ („Spiegel“).

Der aus dem Nachlaß erschienene, von Tilman Spengler herausgegebene Roman „Kain – Das letzte Manuskript“ wird dieses Bild nicht verändern. In Titel, Personal und Erzählhaltung ist er eine Fortführung des Romans „Der Tod meines Bruders Abel“ (1976) und im wesentlichen eine Schilderung der „Eiszeit“ genannten Periode der Nachkriegsjahre und der Wirtschaftswunderzeit in Hamburg, vor allem aber eine großar-

den eigenen Stellenwert zu relativieren. Identität und Authentizität sind fragwürdig geworden.

Rezzori hat eine Romanfigur geschaffen, deren Identität erzähler-spektivisch gebrochen, durch Erinnerungen melancholisch aufgeladen und durch die selbstironische Inszenierung („meine Verehrung, Herr von Kraujunker, Xtiant, Frau Baronin, halten zu Gnaden, Euer Durchlauchten . . .“) liebenswert erscheinend; eine letzte Ironisierung des Autobiographen mit den Mitteln des Romans.

Ob dieses Buch als Summe seines Schaffens, als Dekonstruktion seiner Autobiographie oder als Rezzori-Rezeption gelten mag, kann man denjenigen überlassen, denen Rezzori eines seiner Märchenbücher gewidmet hat: „Allen Anhängern des Spaßprinzips: Rockern, Comic-strip-Lesern, Papyrikern, Dadaisten, Slapstick-Filmfans, hoffnungslosen Blödlern und anderen Nichtsnutzern“. □

Gregor von Rezzori
Kain

Das letzte Manuskript, 224 S., geb., S 307, € 22,31 (C. Bertelsmann Verlag, München)

Buch der Woche

Eine Aktion von ORF und der „Presse“



ehsten an Komödien wie Billy Wilders „Eins, zwei, drei“ erinnern, geschickt montierte Rückblenden der Hauptfigur Aristides, seines Zeichens Schriftsteller und Lebenskünstler.

Diese Figur, die Rezzori während des Schreibens erfindet, ihr eine Biographie andichtert (die in Rückblenden vergegenwärtigt wird), diese Figur, die in keiner stringenter Erzählhaltung aufgeht, demaskiert fremde Selbstgefälligkeiten, weiß aber auch

Ein politischer Roman – durch und durch. Ein Zeitroman. Ein Schlüsselroman, der sich den enormen Verlockungen, die dieses Genre grundsätzlich bietet, jedoch geradezu demonstrativ entzieht, nie eine Verbeugung macht vor der Seitenblinke-Gesellschaft und dennoch am Ende ein Schlüsselroman ist, nicht mehr und nicht weniger, ein Schlüsselroman, dessen allererste Intention es sein dürfte, „fragwürdige“ Vorgänge und Gestalten, die gern im Dunkeln bleiben, ins Licht zu rücken, durchschaubar zu machen. Ein Schlüsselroman der Jahrtausendwende in Österreich.

Der Held des Romans hört auf einen vielsagenden Namen: Benedikt. Hans Benedikt alias Zisser wird schuldlos in drei Machenschaften verstrickt, die ihn mehr und mehr in Gefahr bringen und endlich zu ruinieren drohen. Er verliert seine Eigentumswohnungen, den Arbeitsplatz und seine Ersparnisse, aber nicht, weil er ungeschickt wäre, sondern weil er zunächst einmal geschickter, gerissenen Betrugern, Schiebern, Verbrechern ins Garn geht, die in der Öffentlichkeit als Rechtsanwälte, Bankdirektoren und Wirtschaftlenker das denkbar höchste Ansehen genießen und mit Begriffen wie „Strukturreform“ oder „Neupositionierung“ weit besser zu jonglieren verstehen als ihre Hintermänner und Strohpuppen in den führenden politischen Parteien des Landes.

Alles spräche dafür aufzugeben, sich dem stummen Chor der Modernisierungsverlierer anzuschließen, sich in jene Apathie fallen zu lassen, die das gesellschaftliche Leben schon an etlichen Ecken und Enden lähmt. Aber Benedikt ist nicht der Mann, der sich einem Ausweicht, wo immer gegen eine borniert-verbohrene Macht Widerstand zu leisten wäre. Er zieht sich lediglich zurück, aus Wien nach Garanas, in die steirische Dornbusch-Umwehung, um sich neu zu rüsten und den scheinbar längst verlorenen Kampf wieder aufzunehmen.

Hans Benedikt kämpft, indem er schreibt; „der fließige Schriftsteller“, wie er einmal mit leicht ironischem Unterton apostrophiert wird, schreibt an alle Stellen, an alle Behörden, die ihn im Kampf gegen die „Raubmechanik“ der neuen Herren unterstützen könnten oder eigentlich unterstützen müßten, er schreibt und handelt in eigener Sache und im Interesse vieler, die mit ihm und manchmal noch schlimmer als er unter den „Mönstribetragereien“ leiden. Und er weist auf, was sich hinter Euphemismen, hinter Begriffen wie „Strukturpassung“, gewöhnlich verbirgt: nämlich die Weigerung, klar zu reden, Verantwortungsbewußt zu denken und entsprechend, mit Blick auf alle Betroffenen, zu agieren.

Es sind Dutzende, es sind Hunderte Schicksalstragödien, die Benedikters Wut, ja blanken Haß schüren und ihn antreiben, in schier endlosen Litaneien, die alle Birtgesänge der katholischen Kirche, auf die sie anspielen, in den Schatten stellen, Namen über Namen in Erinnerung zu rufen und somit ein geschichtlich gewichtiges Unglück, über dem ein einziger Mantel des Schweigens liegt, als solches, als Unglück zu charakterisieren. Die Handlung wäre zwar rasch nacherzählt. Aber der Roman nicht zuletzt auch mit Strukturelementen eines Kriminalromans arbeitet. Statt dessen bietet es sich an, zur dargestellten Zeit und zu den Räumen dieses Romans einige Anmerkungen hinzuzufügen, weiters zu seinen Erzählstrategien und schließlich zu seiner Sprache.

Die Zeit. Der Roman ist, wie er wähnt, ein Zeitroman, also in den letzten Jahren des eben vergangenen Jahrhunderts angesiedelt. In der mentalen Welt seiner Hauptfigur ist aber eine wesentlich längere Zeitspanne präsent, rund ein halbes Jahrhundert, was dem Erzähler hin und wieder die Möglichkeit einräumt, durch Rückblenden auf historische Phasen alte Träume von einer besseren Welt heraufzubeschwören und an diesen Träumen die neuen Gegebenheiten zu messen. Mit dem traditionellen Verfahren, durch Konfrontation des Überholten und des Erreichten den Blick zu schärfen auf das Falsche und das Schlechte des Gegenwärtigen, gibt sich der Erzähler indes nicht lange zufriedenen. Am Ende kann nichts mehr ihn abhalten von seinem Vorsatz, eine Vision zu riskieren. Folglich enthält der Roman doch tatsächlich, in Form eines Sieben-Punkte-Katalogs, eine Handlungsanleitung für die Führungskräfte des Wirtschaftslebens – ein einmaliges Phänomen in der neueren österreichischen Literatur.

Die Räume. Hauptschauplatz des

Alles spräche dafür, sich dem stummen Chor der Modernisierungsverlierer anzuschließen und in Apathie zu verfallen. Aber Hans Benedikt, Held von Matthias Manders Roman, Garanas oder Die Litanen, nimmt den Kampf auf gegen die „Raubmechanik“ betrügerischer Manager und ihrer Hintermänner.

„Dann drehe ich euch zu!“

Von Johann Holzner

des Mal aus der Großstadt hinaus, nur wegs es scheint, als könnte er, darin ein Enkel Franz Kafkas, nicht genug allein sein, wenn er nachdenken und schreibt. Sobald es darum geht, sich neu zu besinnen, kann er gar nicht genug allein sein. Die verlassene Kapuzinerkirche von Schwanberg ist dann so ein Ort, an dem er Ruhe, zu sich findet. Oder, immer wieder, eben Garanas, eine Metapher für den irdischen Frieden.

Benedikt ist, das versteht sich, der Homunkulus par excellence. Ein Geschöpfer des Erzählers Zisser, der Benedikt erfindet, um auf Distanz zu schieben, was anders ihn überwältigen

würde. Der fiktive Protagonist entwickelt allerdings bald ein Eigenleben und löst sich mehr und mehr von seinem fiktiven Autor, ehe dieser am Ende jeden einholt und wieder mit ihm verschmilzt: Aus den Erzählstrategien dieses Romans ist abzulesen, was Literatur, immer noch, leisten könnte, leisten sollte, nämlich im Spiegel der fiktiven Welt der realen Welt Vorhaltungen zu machen und Vorschläge zu unterbreiten, Vorfühlmöglichkeiten und Nachdenkmöglichkeiten.

Benedikt, der Handelnde, Zisser, der Reflektierende, und nicht zuletzt der auktoriale Erzähler, der ebenfalls

mit im Spiel ist, mitten im Spiel steht, immer am Ball, alle drei Figuren sind unüberschaubar miteinander verwandt. Sie kennen die Bibel, sie folgen den Denkschneisen, die sie dort vorgefunden haben. Alles Unverbindliche ist ihnen ein Greuel. Kein Wunder, daß sie dem neuen Bildungsjargon der Kleinbürger, die, jetzt als Großaktionäre in Erscheinung treten, eine radikal andere Sprache entgegengesetzen.

Es ist keine künstlich hochstilisierte, eher eine betont einfache Sprache, die diesen Roman prägt. Jedes Wort, das nur Dekor wäre, ist offensichtlich gestrichen. Wo verblose Sätze genügen,

regor von Rezzori, lange als Bonvivant und maghrebinischer Geschichtenerzähler abgetan, der stets „auf der Grenze zwischen Unbekümmertheit und Unverfrorenheit“ tanze („FAZ“), hat erst ein Jahr nach seinem Tod durch und Autors Gerhard Kopf seine literaturwissenschaftliche Ehrenrettung erfahren. Während Rezzori in Italien seit der Übersetzung von „Ein Herminin in Tschernopol“ und in den USA seit der Übersetzung der „Memoiren eines Antisemiten“ als ernstzunehmender Autor gilt, sah man hierzulande in ihm eine talmühafter „Mischung von Hochcharakter und Spielcasino-Groupier“ („Spiegel“).

Der aus dem Nachlaß erschienene, von Tilman Spengler herausgegebene Roman „Kain – Das letzte Manuscript“ wird dieses Bild nicht verändern. In Titel, Personal und Erzählhaltung ist er eine Fortführung des Romans „Der Tod meines Bruders Abel“ (1976) und im wesentlichen eine Schilderung der „Eiszeit“ ge-

tige Bestandsaufnahme der Konstituierung der neuen (alten) Eliten.

Nicht nur haben die Protagonisten fast alle mit dem Filmgeschäft zu tun, auch die Erzähltechnik nähert sich der Filmdramaturgie: Die Erzählerperspektive wechselt ständig zwischen dem souveränen Erzähler Rezzori und zwei Ich-Erzählern, Dialoge, die in ihrer entlarvenden Witzigkeit am

Buch der Woche

Eine Abkürzung von ORF und der „Presse“



ehsten an Komödien wie Billy Wilders „Eins, zwei, drei“ erinnern, geschickt montierte Rückblenden der Hauptfigur Aristides, seines Zeichens Schriftsteller und Lebenskünstler.

Diese Figur, die Rezzori während des Schreibens erfindet, ihr eine Biographie andichtet (die in Rückblenden vergegenwärtigt wird), diese Fi-

„Xtiant, Frau Baronin“

ANDREAS MUNNINGER ÜBER GREGOR VON REZZORIS „LETZTES MANUSKRIFT“

den eigenen Stellenwert zu relativieren. Identität und Authentizität sind fragwürdig geworden.

Rezzori hat eine Romanfigur geschaffen, deren Identität erzählerperspektivisch gebrochen, durch Erinnerungen melancholisch aufgeladen und durch die selbstironische Inszenierung („meine Verehrung, Herr von Krautpinker, Xtiant, Frau Baronin, halten zu Gnaden, Euer Durchlauchten...“) liebenswert erscheint; eine letzte Ironisierung der Autobiographie mit den Mitteln des Romans.

Ob dieses Buch als Summe seines Schaffens, als Dekonstruktion seiner Autobiographie oder als Rezzori-Rezension gelten mag, kann man denjenigen überlassen, denen Rezzori eines seiner Märchenbücher gewidmet hat: „Allen Anhängern des Spatzprinzips: Rockern, Comic-strip-Lesern, Pataphysikern, Dadaisten, Slapstick-Filmfans, hoffnungslosen Blödlern und anderen Nichtsnutzern“ □

Gregor von Rezzori
Kall

Die Regeln der Gewinnermittlung bestimmen ich, eh klar, Einzelschicksale interessieren nicht, eh klar, wer einen Verlust baut, kommt auf die Parkbank, eh klar, ich bin nicht die Caritas, eh klar. Matthias Mander.

Photo: Heidi Heide

sogar unter Umständen mehr zu sagen vermögen als vollständige Satzkonstruktionen, dort fällt auch das Verb, das Wort schlechthin, dem Sparsstift zum Opfer. Aber wo immer es darauf ankommt, genau zu beschreiben, ein Naturereignis, eine Fabriklandschaft, ein Kunstwerk, genau zu beschreiben, was zu sehen, zu hören, zu schmecken, zu riechen ist, namentlich, wo schon alles zum Himmel stinkt, dort wird deutsch geredet, wie Luther geredet hat, in seinem berühmten, aus guten Gründen so aggressiven „Sendbrief“.

Da ist Benedikt, da ist Zisser, da ist der Erzähler, da ist der Romancier Matthias Mander („Der Kasuar“, 1979; „Wüstungen“, 1985; „Der Sog“, 1989) in seinem Element. Da holt er weit aus. Holt unermüdlich „Inschriften, Kerben, Ritzungen, Narben“ zurück in sein Gedächtnis, ins öffentliche Gedächtnis. Reht unermüdlich ein Porträt an das andere, fügt diese Porträts zusammen in ein einziges Bild, als hätte er das Allerheiligstenbild der Schwabinger Kapuzinerkirche ständig vor Augen; er hat es vor Augen.

Und er verliert es nie aus den Augen, niemals, auch dann nicht, wenn ein feiner Unternehmer wie Doktor Icht sich vor das Bild stellt, zwischen das Bild und den Betrachter drängt und so preddigt: „Euch wird es nur geben, wenn ihr Gewinn macht. Wenn nicht, dreht euch zu!“ – Die Regeln der Gewinnermittlung bestimme ich, eh klar; die Allokation der Ressourcen, eh klar; internationale Renditen, eh klar; Aufrechten alter Strukturen, eh klar; Einzelschicksale interessieren nicht, eh klar; wer einen Verlust baut, kommt auf die Parkbank, wo er nachdenken kann, was er falsch gemacht hat, eh klar; ich bin nicht die Caritas, eh klar.

Derartige Gerede hält Mander nicht länger aus, es fordert seine Gegendarstellung heraus. Da also holt er aus. Da entzündet der Roman ein Feuerwerk, um zu erhellen, was im Prozeß der Modernisierung und Boulevardisierung unserer Welt oft genug vor unseren Augen gänzlich verschwindet: was ist, was nicht sein dürfte und was demgegenüber ganz anders sein könnte. □

Ein politischer Roman – durch und durch. Ein Zeitroman. Ein Schlüsselroman, der sich den enormen Verlockungen, die dieses Genre grundsätzlich bietet, jedoch geradezu demonstrativ entzieht, nie eine Verbeugung macht vor der Seitenblikke-Gesellschaft und dennoch am Ende ein Schlüsselroman ist, nicht mehr und nicht weniger, ein Schlüsselroman, dessen allererste Intention es sein dürfte, „fragwürdige“ Vorgänge und Gestalten, die gern im Dunkeln bleiben, ins Licht zu rücken, durchschaubar zu machen. Ein Schlüsselroman der Jahrtausendwende in Österreich.

Der Held des Romans hört auf einen vielsagenden Namen: Benedikt. Hans Benedikt alias Zisser wird schuldlos in drei Mächtschaften verstrickt, die ihn mehr und mehr in Gefahr bringen und endlich zu ruinieren drohen. Er verliert seine Eigentumswohnung, den Arbeitsplatz und seine Ersparnisse, aber nicht, weil er ungeschickt wäre, sondern weil er zunächst einmal geschickt, gerissenen Betrüger, Schieber, Verbrechern ins Garn geht, die in der Öffentlichkeit als Rechtsanwältin, Bankdirektoren und Wirtschaftsjunker das denkbar höchste Ansehen genießen und mit Begriffen wie „Strukturreform“ oder „Neupositionierung“ weit besser zu jonglieren verstehen als ihre Hintermänner und Strohpuppen in den führenden politischen Parteien des Landes.

Alles spräche dafür aufzugeben, sich dem stummen Chor der Modernisierungsverlierer anzuschließen, sich in jene Apathie fallen zu lassen, die das gesellschaftliche Leben schon an etlichen Ecken und Enden lähmt. Aber Benedikt ist nicht der Mann, der sich leichtem Ausweich, wo immer gegen eine borniert-verbohrene Macht Widerstand zu leisten wäre. Er zieht sich lediglich zurück, aus Wien nach Garanas, in die steirische Dornbusch-Umwehung, um sich neu zu rüsten und den scheinbar längst verlorenen Kampf wieder aufzunehmen.

Hans Benedikt kämpft, indem er schreibt; „der fleißige Schriftsteller“, wie er einmal mit leicht ironischem Unterton apostrophiert wird, schreibt die ihm alle Stellen, an alle Behörden, die ihn im Kampf gegen die „Raubmechanik“ der neuen Herren unterstützen könnten oder eigentlich unterstützen müssten, er schreibt und handelt in eigener Sache und im Interesse vieler, die mit ihm und manchmal noch schlimmer als er unter den „Mönstribnrigereien“ leiden. Und er weist auf, was sich hinter Euphemismen, hinter Begriffen wie „Strukturpassung“, gewöhnlich verbrigt: nämlich die Weigerung, klar zu reden, Verantwortungsbewußt zu denken und entsprechend, mit Blick auf alle Betroffenen, zu agieren.

Es sind Dutzende, es sind Hunderte Schicksalstragödien, die Benedikters Wut, ja blanken Haß schüren und ihn antreiben, in schier endlosen Litaneien, die alle Bitrgesänge der katholischen Kirche, auf die sie anspielen, in den Schatten stellen, Namen über Namen in Erinnerung zu rufen und somit ein geschichtlich gewichtiges Unglück, über dem ein einziger Mangel des Schweigens liegt, als solches, als Unglück zu charakterisieren. Die Handlung wäre zwar rasch nachgezählt. Aber eine Nacherzählung verbietet sich, weil der Roman nicht zuletzt auch mit Strukturelementen eines Kriminalromans arbeitet. Statt dessen bietet es sich an, zur dargestellten Zeit und zu den Räumen dieses Romans einige Anmerkungen hinzuzufügen, weiters zu seinen Erzählstrategien und schließlich zu seiner Sprache.

Die Zeit. Der Roman ist, wie erwähnt, ein Zeitroman, also in den letzten Jahren des eben vergangenen Jahrhunderts angesiedelt. In der mentalen Welt seiner Hauptfigur ist aber eine wesentlich längere Zeitspanne präsent, rund ein halbes Jahrhundert, was dem Erzähler hin und wieder die Möglichkeit einräumt, durch Rückblenden auf historische Phasen alte Träume von einer besseren Welt heraufzubeschwören und an diesen Träumen die neuen Gegebenheiten zu messen. Mit dem traditionellen Verfahren, durch Konfrontation des Überholten und des Erreichenen den Blick zu schärfen auf das Falsche und das Schlechte des Gegenwärtigen, gibt sich der Erzähler indes nicht lange zufriedenen. Am Ende kann nichts mehr ihn abhalten von seinem Vorsatz, eine Vision zu riskieren. Folglich enthält der Roman doch tatsächlich, in Form eines Sieben-Punkte-Katalogs, eine Handlungsanleitung für die Führungskräfte des Wirtschaftslebens – ein einmaliges Phänomen in der neueren österreichischen Literatur.

Die Räume. Hauptschauplatz des

Alles spräche dafür, sich dem stummen Chor der Modernisierungsverlierer anzuschließen und in Apathie zu verfallen. Aber Hans Benedikt, Held von Matthias Manders Roman „Garanas oder Die Litanei“, nimmt den Kampf auf gegen die „Raubmechanik“ betrügerischer Manager und ihrer Hintermänner.

„Dann drehe ich euch zu!“

Von Joham Holzner

des Mal aus der Großstadt hinaus, nur weg, es scheint, als könnte er, darin ein Enkel Franz Kafkas, nicht genug allein sein, wenn er nachdenken und schreibt. Sobald es darum geht, sich neu zu besinnen, kann er gar nicht genug allein von Schwannberg ist dann so ein Ort, an dem er Ruhe, zu sich findet. Oder, immer wieder, eben Garanas, eine Metapher für den irdischen Frieden.

Benedikt ist, das versteht sich, der Homunkulus par excellence. Ein Geschöpfer des Erzählers Zisser, der Benedikt erfindet, um auf Distanz zu schieben, was anders ihn überwältigen

würde. Der fiktive Protagonist entwickelt allerdings bald ein Eigenleben und löst sich mehr und mehr von seinem fiktiven Autor, ehe dieser am Ende jeden einholt und wieder mit ihm verschmilzt: Aus den Erzählstrategien dieses Romans ist abzulesen, was Literatur, immer noch, leisten könnte, leisten sollte, nämlich im Spiegel der fiktiven Welt der realen Welt Vorhaltungen zu machen und Vorschläge zu unterbreiten, Vorfilmöglichkeiten und Nachdenkmöglichkeiten.

Benedikt, der Handelnde, Zisser, der Reflektierende, und nicht zuletzt der auktoriale Erzähler, der ebenfalls

mit im Spiel ist, mitten im Spiel steht, immer am Ball, alle drei Figuren sind unüberschaubar miteinander verwandt: Sie kennen die Bibel, sie folgen den Denkschneisen, die sie dort vorgefunden haben. Alles Unverbindliche ist ihnen ein Greuel. Kein Wunder, daß sie dem neuen Bildungsjargon der Kleinbürger, die, jetzt als Großaktionäre in Erscheinung treten, eine radikal andere Sprache entgegenzusetzen.

Es ist keine künstlich hochstilisierte, eher eine betont einfache Sprache, die diesen Roman prägt. Jedes Wort, das nur Dekor wäre, ist offensichtlich gestrichen. Wo verblose Sätze genügen,

regor von Rezzori, lange als Bonvivant und maghrebinischer Geschichtenerzähler abgetan, der stets „auf der Grenze zwischen Unbekümmertheit und Unverfrorenheit“ tanze („FAZ“), hat erst ein Jahr nach seinem Tod durch einen Sammelband des Germanisten und Autors Gerhard Köpf seine literaturwissenschaftliche Ehrenrettung erfahren. Während Rezzori in Italien seit der Übersetzung von „Ein Hermin in Tschernopol“ und in den USA seit der Übersetzung der „Memoiren eines Antisemiten“ als ernstzunehmender Autor gilt, sah man hierzulande in ihm eine talimhafte „Mischung von Hocharistokrat und Spielcasino-Groupier“ („Spiegel“).

Der aus dem Nachlaß erschienene, von Tilman Spengler herausgegebene Roman „Kain – Das letzte Manuscript“ wird dieses Bild nicht verändern. In Titel, Personal und Erzählhaltung ist er eine Fortführung des Romans „Der Tod meines Bruders Abel“ (1976) und im wesentlichen eine Schilderung der „Eiszeit“ ge-

tige Bestandsaufnahme der Konstituierung der neuen (alten) Eliten.

Nicht nur haben die Protagonisten fast alle mit dem Filmgeschäft zu tun, auch die Erzähltechnik nähert sich der Filmdramaturgie: Die Erzählerperspektive wechselt ständig zwischen dem souveränen Erzähler Rezzori und zwei Ich-Erzählern, Dialoge, die in ihrer entlarvenden Witzigkeit am

Buch der Woche

Eine Aktion von ORF und der „Presse“



hesten an Komödien wie Billy Wilders „Eins, zwei, drei“ erinnern, geschickt montierte Rückblenden der Hauptfigur Aristides, seines Zeichens Schriftsteller und Lebenskünstler. Diese Figur, die Rezzori während des Schreibens erfindet, ihr eine Biographie andichtet (die in Rückblenden vergegenwärtigt wird), diese Fi-



Die Regeln der Gewinnermittlung' bestimme ich, eh klar; Einzelschicksale interessieren nicht, eh klar; wer einen Verlust baut, kommt auf die Parkbank; eh klar; ich bin nicht die Caritas, eh klar.“ Matthias Mander.

Photo: Heidi Heide

sogar unter Umständen mehr zu sagen vermögen, als vollständige Satzkonstruktionen, dort fällt auch das Verb, das Wort schlechthin, dem Sparsstift zum Opfer. Aber wo immer es darauf ankommt, genau zu beschreiben, ein Naturereignis, eine Fabriklandschaft, ein Kunstwerk, genau zu beschreiben, was zu sehen, zu hören, zu schmecken, zu riechen ist, namentlich, wo schon alles zum Himmel stinkt, dort wird deutsch geredet, wie Luther geredet hat, in seinem berühmten, aus guten Gründen so aggressiven „Sendbrief“.

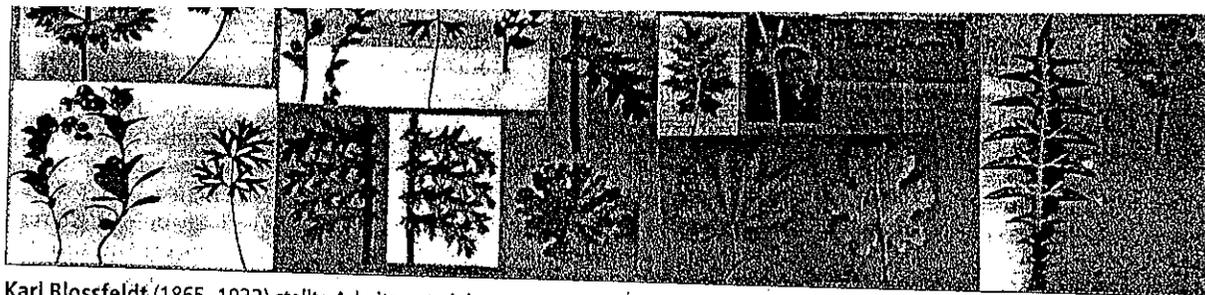
Da ist Benedikt, da ist Zisser, da ist der Erzähler, da ist der Romaner Matthias Mander („Der Kasuar“, 1979; „Wüstungen“, 1985; „Der Sog“, 1989) in seinem Element. Da holt er weit aus. Holt unermüdlich „Inschriften, Kerben, Ritzungen, Narben“ zurück in sein Gedächtnis, ins öffentliche Gedächtnis. Reht unermüdlich ein Porträt an das andere, fügt diese Porträts zusammen in ein einziges Bild, als hätte er das Allerheiligengebilde der Schwaberg Kapuzinerkirche ständig vor Augen; er hat es vor Augen.

Und er verliert es nie aus den Augen, niemals, auch dann nicht, wenn ein feiner Unternehmer wie Doktor Icht sich vor das Bild stellt, zwischen das Bild und den Betrachter drängt und so predigt: „Euch wird es nur geben, wenn ihr Gewinn macht. Wenn nicht, drehe ich euch zu! – Die Regeln der Gewinnermittlung bestimme ich, eh klar; die Allokation der Ressourcen, eh klar; internationaler Renditen, eh klar; Aufrechen alter Strukturen, eh klar; Einzelschicksale interessieren nicht, eh klar; wer einen Verlust baut, kommt auf die Parkbank, wo er nachdenken kann, was er falsch gemacht hat, eh klar; ich bin nicht die Caritas, eh klar.“

Derartige Gerede hält Mander nicht länger aus, es fordert seine Gegendarstellung heraus. Da also holt er aus. Da entzündet der Roman ein Feuerwerk; um zu erhellen, was im Prozeß der Modernisierung und Boulevardisierung unserer Welt oft genug vor unseren Augen gänzlich verschwindet: was ist, was nicht sein dürfte und was demgegenüber ganz anders sein könnte. □

Gregor von Rezzori
Kain

...erzählen, und erschnuppert aus dem Vollen, handelt nicht etwa ein Buch nach dem anderen ab, sondern liefert aus seiner Kenntnis der internationalen Literatur eine souveräne Zusammenschau nach der anderen. (Rolf Vollmann: Die wunderbaren Falschmünzer. Ein Roman-Verführer. 2 CDs. Es spricht der Autor. Eichborn Verlag, Frankfurt.



Karl Blossfeldt (1865–1932) stellte Arbeitsmaterial zusammen und schuf dabei große Fotokunst.

Bild: SNSchirmer & Mosel

...forscher finden Blossfeldts Arbeit gewiss ergiebig. Aber sie geht über diesen bescheidenen Anspruch weit hinaus. Die Nachwelt feiert die Ergebnisse zu Recht als künstlerische Besonderheit. Es sieht danach aus, als sei Blossfeldt nicht nur der Neuen Sachlichkeit verpflichtet gewesen, sondern habe die Concept Art vorweg genommen. Die sehenswerten Collagen wurden sorgfältig reproduziert. SN 4.8.01

Matthias Mander: „Der Roman ist real, der Inhalt irreal“

Zur Erinnerung: Als 1979 Manders Roman „Der Kasuar“ erschien, wurde er wegen seines ungewöhnlichen Inhaltes mit großem Interesse beachtet. Das Thema war die aufreibende Tätigkeit der Verantwortlichen in der Arbeitswelt. Sinnbild dafür war der auf dem Buchumschlag abgebildete Manager. Er war als solcher durch seine Kleidung erkennbar und hatte den Kopf eines Kasuars. Dieser kämpferische Laufvogel setzt sich in seiner Umwelt durch.

Die Aufnahme des auch sprachlich ungewöhnlichen Romans war unterschiedlich, er wurde anerkennend und ablehnend besprochen, der Autor erhielt den Wildgans-Preis der Industriellenvereinigung. Die folgenden Romane „Wüstungen“, 1985, „Der Sog“, 1989, „Cilia oder der Irrgast“, 1989, lassen den genau beobachtenden, Sinn gebenden Verfasser erkennen, dessen aus christlichen Vorstellungen entstandene Achtung vor jeder menschlichen Daseinsform auf den Leser prägend wirkt. Er erhielt Literaturpreise seiner Heimat Steiermark und seiner Wahlheimat Niederösterreich. Als Mander der nach einem bedeutenden katholischen Schriftsteller benannte Stefan-Andreas-Preis 1995 überreicht wurde, würdigte der für Literatur in der Deutschen Bischofskonferenz zuständige Bischof von Trier erkennbar berühmt den Schriftsteller.

Diese Hinweise erleichtern den Zugang zu dem jetzt vorliegenden Roman „Garanas oder Die Litanei“. Was mit dem ersten

Roman begann, wurde weiterentwickelt. Die Erfahrungen des fortschreitenden Lebens versuchte Mander in einem zunächst undurchsichtig erscheinenden Prosa-Text zu vermitteln, der ebenso kompliziert ist wie die Vorgänge, auf denen er beruht: die Auflösung eines großen Industriebetriebes, Spekulationen mit Wohnungen in Althäusern und Betrügereien an Anlegern.

Von diesen Vorgängen las man auch in den neunziger Jahren in Wiener Zeitungen. Die von Mander verfremdete Realität endet bei ihm wie in einem Kriminalroman. Doch das ist nur die Oberfläche, ein Aufhänger für seine Absichten. Ihm geht es um die durch unvorstellbare Gewinnsucht seelisch und materiell geschädigten Menschen. Die Hauptfigur mit dem sprechenden Namen Benedikter durchbricht mit seinen Aktivitäten das Labyrinth, das skrupellose Geschäftemacher errichteten, um so Menschen um ihre Existenz, ihre Wohnung und ihr Geld zu bringen: die Wiederkehr des Kasuars. Auf dem Buchumschlag ist das Labyrinth abgebildet.

Das Gegenbild dazu ist „Garanas“, Realität und Symbol zugleich. Dieser auf slawische Siedler zurückzuführende Ortsname bezog sich auf eine schützende Dornbuschhecke. Der Ort befindet sich am Abfall der Koralpe oberhalb von Schwanberg in der Weststeiermark. Dort ist auch die Heimat Benediktters, „lautlos prangende Rosenhecken“ schmücken heute

diese Gegend, wo er nach seiner Entlassung nach vierzigjähriger aufopfernder Tätigkeit in dem nun liquidierten Betrieb in der Wiener Leopoldstadt Zuflucht und Ruhe finden will.

Er wird jedoch zu einem Pendler zwischen der Idylle und der großen Stadt. Er folgt dem Ruf der erbittert um ihre Rechte kämpfenden ehemaligen Arbeiter und Angestellten, kümmert sich um die geprellten Mitbewohner des alten Hauses und bildet eine Interessentengruppe der Opfer internationaler Wirtschaftsverbrecher, durch die auch er geschädigt wurde. Der Wechsel zwischen der unberührt scheinenden Landschaft und der Stadt wird als inneres Erlebnis während der Fahrten mit dem Auto wiederholt beschrieben. Visuelle Wahrnehmungen sind ein tragendes Netz des Romans, die in ihm transponierte Wirklichkeit wird dadurch glaubhaft, die Umwelt spricht immer mit.

Den ideellen Kern enthalten die „Litaneien“. Im Gottesdienst klingt eine Litanei wie ein langes, eintöniges Gerede mit klagender Stimme. Mander bezeichnet jene drei Kapitel, in denen über die verschiedenen Ungerechtigkeiten geklagt wird, als Litaneien. Die Aufzählung von Namen und Funktionen von Arbeiterin und Angestellten der Fabrik auf fünfzig (!) Seiten stellt den Leser auf eine harte Probe, zermüht durch Monotonie. In Kursivschrift gedruckten Reflexionen wird diese Methode erklärt: „Aus rollenden Li-

taneien wird fester Wissensbesitz. Litaneien umstellen das Rätsel, zerkratzen einen Schlitz zur Durchsicht.“

In diesem Fall auch auf sich immer wiederholende Tätigkeiten in einer Arbeitswelt, die vielen unbekannt ist. Wer sich den hämmernden Worten Manders aussetzt, kann diese ahnen. Mit sich wiederholenden, suggestierenden Sätzen erzielte auch Thomas Bernhard Wirkung. Der ungefähr gleich alte Mander sieht die Welt anders, wenn er auf sein Arbeitsleben zurückblickt. Aus ihm filtert er konkrete Fakten, welche das Leben einfacher Durchschnittsmenschen zeigen.

Trost für ein oft mühevolleres Dasein kann das große Bild mit den Heiligen in der barocken früheren Klosterkirche von Schwanberg geben. Dessen Beschreibung mit Hinweisen auf das Leben der dargestellten Heiligen, die oft als Märtyrer starben, korrespondiert mit dem Bild der Arbeitswelt, das Mander skizzierte. Im letzten Kapitel des Romans, „Die Schau“, wird das bunte Bild des Barockmalers mit der verbalen Darstellung zusammengeführt, Heiligenlegenden und Wirklichkeit von heute vereinigen sich an einem Wunschdenken, das Forderungen an Wirtschaftslenker enthält. Aufgeklärter Altruismus sollte ihr wahres Interesse sein.

Mander ist ein Insider, der Name ist ein Pseudonym. Als Schriftsteller reflektiert er über diese Tätigkeit und nimmt diese Überlegungen in Kursivschrift in den Ro-

mantext auf. Der Autor spaltet seine Persönlichkeit, der Schreibende wird Zisser genannt, der handelnde Benedikter ist durch das Pseudonym verdeckt. Dieses komplizierte Arrangement ist ein ganz wichtiges Element dieses zwitterhaften literarischen Werkes. „Der Roman ist real, der Inhalt irreal.“ Diese Feststellung des Autors vor der ersten Seite des Roman-Textes muss stets beachtet werden. Benedikter gelingt es schließlich, die entstandenen finanziellen Schäden zu beseitigen und die Wirtschaftsverbrecher vor das Gericht zu bringen. Das aufgelassene Industriegelände in der Leopoldstadt ist bereits von der Natur überwuchert. Der abschließende Teil endet mit dem kursiv geschriebenen Satz: „Zissers Versuch zu verbergen, dass diese ganze Garanas-Geschichte eine fromme Angelegenheit war, ist ihm somit gründlich misslungen.“

Der künstlerische Gestalter des Buches Bernhard Kerbl vermittelt sehr gut den Inhalt: Die Farbe des Buchumschlages, auf dem das schon erwähnte Labyrinth zu erkennen ist, ist die Farbe der violetten Tücher der Fastenzeit, die Buchdeckel sind schwarz.

Wer ein zeitgemäßes, überzeugend geschriebenes literarisches Werk als berührende Prosaschöpfung erleben will, bewältige diesen nicht leicht zu lesenden Text.

KARL HOPF

Matthias Mander: Garanas oder Die Litanei. Geb., 350 S., S 289,- (Czernin Verlag, Wien 2001)

„LESESTOFF IN DICHTBEWOHNTER GEDANKENWELT“
Zu Matthias Manders Roman „Garanas oder Die Litanei“

Ein bekanntes Diktum von Paul Klee lautet: „Kunst macht sichtbar“. Sie erschließt Dinge, die man ohne sie nicht sehen würde. Auch die Literatur arbeitet gegen das Nicht-Sehen-Wollen, gegen die Verdrängungsmechanismen an, die das Unheimliche, aber auch das Rettende hinter dem Gewöhnlichen nicht sehen wollen. Oft muss die Literatur auch einspringen, um das „wahrhaft Große“, wie der fern-nahe Adalbert Stifter sagt, gegenüber der Selbstinszenierung des „scheinbar Großen“ zu verteidigen. In eine solche Linie stellt sich auch der Autor dieses Romans, wenn er einem Kapitel das Schopenhauer-Wort voranstellt: „Ich führe nichts Schlimmeres im Schilde, als was ich zu erkennen gebe.“ (328)

Der Roman als Erkenntnismittel - um ein Unternehmen dieser Art handelt es sich auch bei dem ungewöhnlichen Erzählwerk mit dem rätselhaftem Titel „Garanas oder Die Litanei“ von Matthias Mander. Der Autor, bis zu seiner Pensionierung im Management eines großen österreichischen Staatsbetriebes, hatte vor zwanzig Jahren mit seinem Erstling „Der Kasuar“, der mittlerweile ins Amerikanische übersetzt wurde, breite Beachtung gefunden. Wie damals führt er auch diesmal den Leser in die Wirtschaftswelt. Aber gewissermaßen in deren Hinterhöfe, dorthin, wo die Schiebereien ausgehandelt werden, wo man die mit juristischen Kniffen getarnten Betrügereien ausheckt, wo die Aussicht auf rasches Geld jeden Gedanken an langfristige, innovative und menschenorientierte Produktion als unrentabel niederbügelt, wo eine schwache und inkompetente Politik Betriebsschließungen als „Sanierung“ etikettiert und ihr eigenes Versagen durch medienwirksame Auftritte kompensiert.

Die Hauptperson des Romans trägt den (für Südtiroler Ohren geläufigen) Namen Benedikter, er ist Buchhalter eines großen Unternehmens und wird nacheinander Opfer von gleich drei solchen Wirtschaftsverbrechen. Nach der anfänglichen Erstarrung, in die ihn diese Erkenntnis stürzt, reagiert er und setzt mit einigen mutigen Kollegen zur Gegenoffensive an. Von seinem Refugium im heimatlichen Garanas aus, – einem Ortsteil des weststeirischen Schwanberg, die Bauern sagen „in der Gronòs“ (242) – arbeitet er daran, die raffinierten Manöver strafrechtlich nachzuweisen und die von der naiven Öffentlichkeit bestaunten Tricks der „Sanierer“ als kriminelle Machenschaften aufzudecken. So kann er schließlich sich selber und Hunderte Opfer der Betrügereien vor dem Verlust der Ersparnisse und dem Absturz in die Altersarmut retten.

Der Befund: Intellekt ohne Moral

Was aufs erste wie ein Kriminalroman aussieht, nicht unähnlich einem Mafia-Roman, ist aber weit mehr. Das äußere Geschehen wird von den Fragen und Assoziationen, den Träumen und Ängsten des Buchhalters begleitet: „In atemlosen Lauf bohrten sich Benediktors Denkklingen immer von neuem in das Rätsel seines Verhängnisses: Wieso bin ich wiederholt, immer neu, unter äußerster Prüfung gestellt? Was stößt mir zu, wozu ich unwillentlich doch einlade?“ (49) In einem Bild des Malers Lehmden, seinem „Messerstechergemälde“ findet er seine eigene Wirklichkeitserfahrung gedeutet: „In den Hügelwogen grünwuchernder Natur winden sich aus unauffälligen Verästelungen geduckte Mörderfiguren, rammen einander ihre Dolche in die Lenden. Die große Landschaft auf diesem Ölbild täuscht den Betrachter, der sich aufatmend der Idylle nähert, um dann geschockt das Gemetzel erkennen zu müssen“ (242). Sein Fragen und Vergleichen, seine Assoziationen dienen dem Versuch, die Logik und Folgen jener neuen Wirtschaft zu erfassen, die sich außerhalb ethischer Maßstäbe gestellt hat. Mander versteht denn auch, wie er im Vorspann sagt, seinen Roman als „Schnittbild,

Schichtendurchleuchtung“ dieser Welt, die auf vielen Ebenen einen „Intellekt ohne Moral“ (255) favorisiert.

Neben der Suche nach den Schuldigen ringt darum der Romanheld für sich um die Wahrheit jener Wertüberzeugungen, aus denen er und die vielen einfachen Menschen bisher gelebt haben und die nun in den Führungsetagen für obsolet erklärt werden. „Hier Hunderte kleine Leute, die immer ihr Bestes gaben – dort ein Dutzend großspurige vermeintliche Macher, die das alles vergeudeteten, redelustige Seilschaften...“ (74). Es bewegt ihn die Frage, was langfristig mit den Menschen, den Tätern und Opfern einer Ökonomie geschieht, die Rationalität mit raschem Gewinn gleichsetzt? Die in Entwicklungsländer ausgelagerte Produktion etwa ist gewiss billig, aber „was wir dadurch einsparen, wird dann hier für inhumanen Luxus ausgegeben“ (68). Die Frage nach einem gesellschaftlichen Gewinn, nach einem Zuwachs an Humanität in weltumspannender Hinsicht, kann dort, wo Betriebe ungeduldig nach ihrem Profit beurteilt werden, begreiflicher Weise nicht gestellt werden. Einer seiner Gegner zur Benedikter: „Es gibt eben nur eine Betriebsgewinnrechnung. Eine Gesellschaftsgewinnrechnung gibt es nicht. Ende der Stange, lieber Freund.“ (242): Sein Kampf führt Benedikter auch an Befunde der Statistik, etwa dass nur 20% der Vermögensdelikte aufgeklärt werden, oder dass ein Drittel der Bevölkerung arbeitet, damit die Verbrechensbekämpfung finanziert werden kann (281). Immer wieder stoßen Benedikter und seine Mitkämpfer auf solche nicht bedachte oder bagatellierte Zusammenhänge.

Perspektivische Brechung

In seiner formalen Gestaltung verblüfft der Roman den Leser durch eine „Verdoppelung“ der Hauptperson. Benedikter ist nämlich die literarische Erfindung der eigentlichen Hauptperson, von Johann Zisser, der im Schicksal des Helden sein eigenes erzählt. Auch bekannte Autoren bekennen ja oft, dass ihre Gestalten beim Schreiben ein Eigenleben annehmen, dass sie zu ihnen in einem Spannungsverhältnis stehen. Mander macht sich diese Spannung zunutze und erhält durch diesen erzählerischen Trick die Möglichkeit, die Ereignisse in zwei Lesarten, vom Standpunkt des Erlebenden oder des Beurteilenden aus, oft in dialektischer Entgegensetzung darzustellen. (Zur leichteren Orientierung des Lesers sind die Zisser-Abschnitte kursiv gedruckt). Zisser ist der Intellektuelle, Benedikter der Engagierte: „Zisser durchschaute, Benedikter liebte. Zisser deckte auf und entblößte, Benedikter haßte.[...] Zisser setzte sich ein, Benedikter opferte sich.“ (61) So kann Benedikter seine emotionale Beteiligung unverblümt (auch auf niederer Sprachebene) zum Ausdruck bringen, um darauf von Zisser wieder relativiert zu werden. Ein raffiniertes Spiel mit zwei Standpunkten also, das einen raschen Wechsel zwischen Romanhandlung (Benedikter) und Reflexion (Zisser) erlaubt, wobei letztere sogar die Hereinnahme von Statistik oder die Formulierung neuer, humanistischer wirtschaftspolitischer Prinzipien ermöglicht und rechtfertigt.

Ein anderes ungewöhnliches Textgenus innerhalb eines Romans bilden die sieben als „Litaneien“ bezeichneten Kapitel, auf die schon der Untertitel des Romans anspielt. Sie nennen Personen, die irgendwo in der Berufswelt oder Biographie von Benedikter/Zisser auftaucht sind. Diese Nennungen sind wie „literarische Chips“, die in äußerster Verknappung dennoch das Ganze eines Lebens, Wert und Würde, auch Elend und Verirrung der Menschen sichtbar machen. Drei Beispiele: „Frau Arzberger, Redakteurin der Firmenzeitung, sammelte leere Bierflaschen ein.“ „Frau Doleschal mit ihrer miniberockten, besonders warmherzigen Kollegin Schäfer, die das auf ihren Namen bezogene stündliche Wortspiel lächelnd abtat.“ „Schleusenwärter Kunzfeld mit dem schiefen Gesicht nach der Hirnoperation, von seiner Frau geführt.“ (77) Zusammen bilden die Litaneien „das Universum der Nebenfiguren“ (338). Man kann sie verstehen als eine Art Wahrnehmungslehre für das Geheimnis, das in jedem Menschen steckt, für sein „Schwanken zwischen Verzagtheit und Trotz“ (338), das so oft den

Untergrund seines Daseins bildet. Man kann sie aber auch lesen als Protest gegen eine Denkweise, die, von den Ideologien bis zu Wirtschaft und Politik, Menschen berechenbar machen, sie „auf einen Begriff bringen“ möchte. „An politischen Büchern ist kein Mangel“, notiert sich Zisser, „gebraucht werden Erzählungen über einfache Menschen“ (333). So wirken die Litaneien, im engeren literarischen Sinn, wie das Eingeständnis, dass Literatur ungerecht ist, wenn sie nur auserwählte Einzelne in den Mittelpunkt stellt und die vielen übersieht, deren im besten Sinn bescheidene Existenz die Basis für alles „Große“ bildet.

Perspektive der Versöhnung

Eine Sorge begleitet Manders Text: Es könnte die Darstellung eines Kampfes, wie ihn Benedikter/Zisser führt, am Ende zu einem „Heldenroman“ abrutschen, zur Verherrlichung eines „Supermans“ entarten, der schließlich so weit von den schlichten Menschen weg ist, wie es im Negativen die von Benedikter bekämpften Gauner sind. Der Roman artikuliert darum mehrmals die Frage: Wie muss ein Kampf aussehen, der sich vom Gerechtigkeitsfanatismus (in der Art eines Michael Kohlhaas) ebenso fernhält wie von der Versuchung zur Resignation? (Auf gut österreichisch: „Da kann man halt nichts machen.“). In den bewegten 68-er Jahren gab der bekannte Prior von Taizé, Roger Schutz, den Tausenden Jugendlichen, die in seinem Kloster Orientierung suchten, das Motto auf den Weg: „Kampf und Kontemplation.“ Die Antwort des Romans lautet ähnlich: Wer für das Gute kämpft, muss seine Gedanken eintauchen können in die antizipierte Lösung der Konflikte, in ein eschatologisches, Erd und Himmel umspannendes Gottesreich, wo die göttliche Barmherzigkeit beide, die „Heiligen“ (gemeint sind die „Kämpfer“ in der Art Benediktors) wie die „Sünder“ (die „Schwächlinge“, die „Ausbeuter“) umfängt. Benedikter wird sich der Botschaft des Kreuzes bewusst, erfährt seine stärkende Kraft: „Die Verehrung des Kreuzes als Überlebenshaltung gegen jeden Schicksalsschlag, eine Auferstehungskraft, weil sie dem Tod einen Namen gab – und durch diese Wortschöpfung überwand, hinter sich ließ.“ (329)

Damit ist das Thema für das in fast brucknerhafter Weise sich entwickelnde Crescendo des Finales angespielt. In der Betrachtung des Altarbildes in der heimatlichen Klosterkirche von Schwanberg empfängt Benedikter, dessen Existenz hier endgültig (und unter Protest seines Alter Ego Zisser) von seinem Namen her ansichtig wird (*benedictus* = Gesegneter), eine heilende Schau der Versöhnung. Der aufgebrachte Zisser nennt sie eine „unbeherrschbare Ausschweifung“: Benedikter schaut, wie sich die Heiligen des Himmels „kollegial“ - die Kunstgeschichte würde sagen, in einer *sacra conversatio* - den irdischen Heiligen und Sündern, die seine Biographie säumen, zuneigen – aufklärend und korrigierend, tröstend und ermutigend, verzeihend und heilend. Ignatius von Loyola etwa darf, in der ihm nachgesagten humorvoll-metaphorischen Direktheit den Ideologen des Profits sagen: „Mir mussten nach der Verwundung als Offizier zweimal die Knochen gebrochen werden, damit ich wieder gehen konnte. Euch müssen auch die Knochen gebrochen werden, ehe ihr euch wieder aufrichten könnt.“ (343) Und den Politikern sagt der Vorsteher seiner geistlichen *res publica*, der hl. Abt Benedikt: „Politiker müssen sich prüfen, ehe sie in die übergroßen Hebel greifen, mit denen sie die Massen bewegen. Beten und arbeiten in ihrer stärksten Form ist Machthabern anzuraten.“ (346) Der Blick tut sich auf, Verhängnis und Schuld erweisen sich als *felix culpa*, als „glückliche Schuld“ (wie es im *Exultet* der Osternacht heißt), weil die Sünde nicht endgültige Auskunft über die Menschen ist, sondern das in göttlicher Gnade geschenkte Heil.

Engagierte Literatur

Manders Sprache liebt die Sprache der Wissenschaft. Aus Technik, Mathematik, Wirtschaft, Philosophie und Theologie holt sie sich ihr Material. Immer wieder bricht des Autors Lust am Substantiv, an begrifflicher Benennung durch, und seine wissenschaftliche Begriffs-

freude scheint phasenweise das Verb, das Grundwort des Erzählens, verdrängen zu wollen. Und so mag sich der Leser gelegentlich strapaziert fühlen, wenn er aus der durchaus spannend erzählten Handlung in die „Anstrengung des Begriffs“ geworfen wird. „Lesestoff in befristet dichtbewohnter Gedankenwelt“, so charakterisiert der Autor im Vorspann sein Werk. Kein Zweifel: diese Prosa ist wirklichkeitshaltig, aber gewöhnungsbedürftig.

Andererseits: Wo gibt es eine literarische Auseinandersetzung mit den Fragen der Wirtschaftsethik? Wo gibt es eine Sprachleistung, die in der Lage ist, Wirtschaft, Technik, Lebensschicksal, Landschaft, Kunst, Religion zu einem literarischen Ganzen zu vereinen? Dazu kommt noch etwas: In einer seit der Barockliteratur selten praktizierten Eindeutigkeit wird Gut und Böse gegeneinander abgegrenzt. Die Grautöne, an die man sich in der Moderne gewöhnt hat, mit denen das Gute dem Bösen und das Böse dem Guten angenähert wird, die gibt es bei Mander nicht. Um aber kein Missverständnis aufkommen zu lassen: Sein ethischer Dualismus hält sich stets in genauer Distanz zum ideologischen Fundamentalismus. Man könnte sagen: Wenn es so etwas wie einen Roman aus dem Geist der christlichen Soziallehre überhaupt geben kann, dann ist das einer. Auch in diesem Sinn handelt es sich bei Manders Roman um „engagierte Literatur“, um eine allerdings, die ihre alternativen Sichtweisen aus der weltverändernden Kraft der biblischen Seligpreisungen gewinnt. In ihrem Dienst steht die literarische Anstrengung des Autors: Liegt doch der Gewinn der ästhetischen Darstellung darin, dass sie die Alltagswirklichkeit distanziiert und verfremdet, um sie gerade dadurch erkennbar – und veränderbar zu machen.

Mander, Matthias: *Garanas oder Die Litanei*. Wien: Czernin, 2001. ISBN 3-7076-0116-1